

Einige Kapitel aus der Geschichte [Fortsetzung]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **34 (1940)**

Heft 4

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-926309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kunst, den Kompaß, das Schießpulver, die Porzellanmalerei usw. Chinesen haben wesensfremde Sitten und Gebräuche, die wir nicht begreifen können. Nach Rußland ist China mit seinen elf Millionen und hundertvierzigtausend (11,140,000) km² Flächeninhalt das größte Land der Welt. Im vergangenen ostasiatischen Krieg ist viel chinesischer Boden den Japanern in die Hände gefallen. Es ist so groß wie ganz Europa und Deutschland zweimal dazu und beherbergt das größte Volk der Welt. Ein Viertel der Erdbevölkerung wird von den Chinesen (zirka 450 Millionen nach letzter Zählung) gestellt. Ein guter Rechner stellt fest: Würden die Bewohner des Reichs der Mitte in Fünferreihen an uns vorbeimarschieren, so müßten wir sechseinhalb (6½) Jahre Tag und Nacht stehen, ehe die letzte Reihe an uns vorüber wäre. Könnten sie alle sich die Hände reichen, so würde diese Kette zehnmal den Äquator umspannen.

Unsere Heimat liegt auf der westlichen; China auf der östlichen Halbkugel. Ost und West sind scharfe Gegensätze. Denken und Empfinden, Handeln und Wandeln unserer und der östlichen Völker ist fast stets entgegengesetzt.

Einige Beispiele: Wir lesen die Bücher von vorn nach hinten. Im Reich der Mitte liest man sie von hinten nach vorn. Das Ende ist der Anfang und der Anfang das Ende. — Wir schreiben wagrecht von links nach rechts, der Chineser senkrecht von rechts nach links. — Name und Anrede gibt der Chineser von hinten nach vorne an. Er sagt nicht: „Herr August Meier“, sondern: „Meier August Herr“. — Vom Datum gilt dasselbe. Wir verzeichnen Tag, Monat und Jahr; der Chineser Jahr, Monat und Tag. Bei uns zeigt die Magnetnadel des Kompasses nach Norden, in China nach Süden. — Am Hochzeitstage freut sich die Braut bei uns im Westen; in China muß sie herzerbrechend weinen. Es gäbe Kapitel um Kapitel zu schreiben über die Gegensätze im Denken und Handeln zwischen uns und dem Volk im Reich der Mitte. R. F.

* * *

Chinesisches Neujahr.

Die Chinesen haben erst Mitte Februar Jahreswechsel. Sie feiern den Wechsel zweier Jahre auch. Beim Jahreswechsel machen alle Chinesen eine Zeitlang Ferien, eine Woche oder

auch zwei Wochen. Alle Geschäfte sind während dieser Zeit geschlossen. Man kann nichts kaufen. Vor der Jahreswende muß man alles Nötige kaufen für die Ferienzeit. Vor den Neujahrsferien sieht man auf den Straßen der chinesischen Städte auch viele Leute mit bunten Bäcklein an der Hand, wie bei uns vor Weihnachten. Die Chinesen machen einander zum Jahreswechsel auch Geschenke. Alle Chinesen kaufen auch für sich in dieser Zeit irgend etwas, besonders Kleidungsstücke. Nach den Neujahrsferien sind dann die Geschäfte wieder alle Tage offen bis wieder zur Jahreswende. Der Chineser kennt die wöchentlichen Ruhetage nicht. Er kennt also den Segen des christlichen Sonntags nicht.

In Nordchina ist es Sitte, Brauch, vor dem Jahreswechsel alle Schulden, alle Rechnungen zu bezahlen. Das ist eine löbliche Sitte! Unsere Handwerker und Kaufleute wären auch froh, wenn alle Leute ihre Schulden noch vor Jahreschluß bezahlen würden. Aber wie machen es die Leute in China, welche kein Geld haben, um die Rechnungen zu bezahlen? Sie gehen auf Diebstahl aus, um zu Geld zu kommen! Das ist weniger löblich. Letztes Jahr seien einem Bauern vor dem Jahreswechsel alle drei Kühe aus dem Stalle gestohlen worden. Es wird in China viel gestohlen, am meisten aber vor der Jahreswende. Wenn das Getreide reif ist, dann müssen die Bauern nachts auf dem Felde wachen, damit es nicht von Räubern gestohlen wird. Armes Volk! In letzter Zeit sind in Tsining am Anfang und Ausgang jeder Gasse Tore gebaut worden, damit die Räuber nicht in die Gassen eindringen können. Um die ganze Stadt herum ist zudem eine Mauer mit Toren, die in der Nacht geschlossen werden. Sogar die Polizisten nehmen es nicht genau mit Mein und Dein. Das ist schlimm. Die meisten Chinesen kennen die Gebote Gottes noch nicht. Es ist darum sehr nötig, daß man den Chinesen das Evangelium Jesu Christi bringt, um sie zu befreien von Unehrllichkeit und Unredlichkeit. U. Th.

Einige Kapitel aus der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Zunft Handwerk und Geldwirtschaft.

Im Mittelalter sind da und dort viele Bauernbünde entstanden. Sie sind wieder auseinander gegangen. Der Schweizerbund blieb

erhalten. Warum wohl? Die Bauern waren einsichtig genug, auch Städter in den Bund aufzunehmen. Das war weifsichtig und klug. In den Städten selbst bildete sich ein neuer Stand. Wir wissen, daß im Mittelalter sich aus dem Bauernstand zwei Stände abspalteten. Es waren die Ritter und die Geistlichkeit. Die Arbeitsteilung und die Vermehrung der Bevölkerung brachte es mit sich, daß die Arbeitsteilung immer weiter vor sich ging. Die Ritter brauchten Waffen und Rüstungen. So mußten die Handwerker diese Rüstungen erst herstellen. So gab es Harnischmacher, Schwertfeger, Haubenschmiede, Nagelschmiede, Waffenschmiede, Hufschmiede. Ganze Stadtgassen gehörten zum gleichen Handwerk. So gab's eine Schneidergasse, eine Gerbergasse, eine Schmiedgasse usw. Heute noch findet man in Nordafrika, in Algier und Tunis, den Zustand, wie wir ihn im 13. Jahrhundert hatten. Dort sind alle Handwerker noch in denselben Souks beisammen. Die Handwerker hatten auch viel miteinander zu besprechen, hatten miteinander die Rohstoffe einzukaufen. So bildeten sie Handwerkervereine = Zünfte. Diese Zünfte schlossen sich zusammen und wurden in den Städten einflußreich. Auch in den Kriegszügen sammelten sich die Zunftbrüder unter ihrer Zunftfahne. Bald wollten diese Handwerksleute aber auch Anteil haben an der Regierung. Durch die Zünfte kam auch der Handel mehr auf. Und der Handel brauchte ein Handelsmittel, ein Tauschmittel, das Geld. Früher tauschte man Ware gegen Ware. Nun aber diente das Geld als Tauschmittel. Heute erleben wir es aber wieder, daß die Länder gegeneinander Waren austauschen. Das ist die Kontingentierung. Wir liefern nach Rumänien fertige Lokomotiven und bekommen dafür im gleichen Wert Petrol. Wir liefern nach Ungarn Rühе und bekommen für den gleichen Wert von dort Weizen. Wir stehen wieder auf dem Standpunkt Ware gegen Ware. Im 13. Jahrhundert galt der Handelspruch Ware gegen Geld. Das Erstellen des Geldes war Sache der Obrigkeit. Das sagt schon der Spruch von Jesus: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Aber der deutsche Kaiser verkaufte das Recht, Geld zu prägen, an die Landesfürsten, an Bischöfe und an Städte. So konnten in der Mittelschweiz Bern, Basel, Zürich, Schaffhausen, Solothurn und sogar das kleine Zofingen eigenes Geld prägen. Das Edelmetall, Gold, Silber, Nickel

und Kupfer, bezogen diese Städte aus dem Ausland.

Ein solcher Barren hieß damals Mark. Die Mark hatte ein bestimmtes Gewicht. So wog ein Barren, ein Metallstab, aus Köln 244,8 Gramm. Aus einem solchen Barren konnte man in Bern 480 Münzstücke prägen. Zuerst prägte man nur eine Seite der Münze. Eine solche Münze hieß Pfennig. Die Basler Pfennige trugen auf der Vorderseite den Bischofsstab. Sie hießen darum Stäbler. Viele trugen einen Kopf. Die nannte man Antlizer oder Angster. Andere Münzen trugen bloß ein Kreuz. Die hieß man Kreuzer. Die Pfennige waren das bekannteste Zahlungstück. 12 Pfennige gaben einen Schilling, und 20 Schillinge gaben ein Pfund. Aber alle diese Münzen waren verschieden groß. Auch hatten sie verschiedenen Feingehalt. Das heißt: Die Geldstücke enthielten nicht immer gleichviel Gold oder Silber. Eine Stadt prägte schlechteres Geld als die andere. Vor dem Krieg hatten wir in der Schweiz die Münzeinheit. Da hatten wir französisches, italienisches, belgisches, griechisches Geld. Aber als die andern Länder das Geld immer schlechter legierten, wurden alle fremdländischen Münzen aus dem Verkehr gezogen. Heute haben wir nur noch Schweizergeld im eigenen Lande. Im 13. Jahrhundert aber hatten wir in der Schweiz selbst Geld von verschiedenen Städten und Orten. Da gab es Berner, Basler, Schaffhauser und Zofinger Geld, und noch später prägte jeder Kanton sein eigenes Geld. Wer eine Reise machen mußte von Genf nach Appenzell, der mußte an jeder Kantonsgrenze wiederum sein Geld umwechseln. Das war recht umständlich. Aber es gab Verdienst. Wem? Dem Geldwechsler. Diese bildeten einen neuen Stand, eine neue Zunft. Die Geldwechsler hatten ihren Stand auch auf dem Markt wie die Gemüsefrauen. Da lag das Wechselgeld auf der Bank. Die Geldwechsler nannten sich darum Bankierer, später Bankier. Diese Geldwechsler liehen aber auch Geld aus gegen Zins. Dabei verlangten sie 43½ % Zins. Das war viel. Heute gibt die Bank noch 2 bis 3 % Zins. Die Bankierer waren meistens Juden und Italiener, Lombarden aus der Lombardei. Hatte ein Bankierer auf seiner Bank kein Geld mehr, hatte er betrogen, so wurde ihm durch die Polizei die Bank entzweigeschlagen. Dann hatte er eine Banca rotta = eine

zerbrochene Bank. Aus diesem Wort ist der Name bankerott entstanden. Das heißt Zahlungs-Unfähigkeit. Aber nicht nur die Bankierer verstanden die Geldgeschäfte. Auch die Stadtbehörden machten solche mit dem Zoll. Es gab Straßenzölle, Brückenzölle usw. Auch heute müssen die Autounternehmungen, wenn sie durch fremde Länder fahren, Straßenzölle bezahlen für den Unterhalt der Autostraßen. Durch den aufstrebenden Handwerkerstand und durch das Entstehen der Geldgeschäfte verarmten viele Adelige. Sie lebten von den Erträgen des Bodens. Wenn sie Geld brauchten, mußten sie ihre Güter als Pfand geben. So wurde mancher vornehme Ritter nach und nach ein armer Schlußer. Viele verkauften ihre Burgen und zogen in die Stadt und wurden Kaufleute oder Handwerker. Andere wurden Raubritter und endeten als Verbrecher. „Reiten und Rauben ist keine Schande, das tun die besten in dem Lande“, hieß ein spöttischer Wahlspruch. Jede Aenderung in der Wirtschaft bringt auch wieder politische Veränderungen. Und jeder Stand, der sich vom ganzen Volk löst, geht wieder unter. Wir Menschen sind immer wieder auf einander angewiesen. Keiner kann sich selbst leben. Reich und arm, vornehm und gering, hochgebildete und einfache Leute brauchen immer wieder einander. Auch der Arbeitslose darf nicht nebenaus stehen. Wir alle sind da, einander zu helfen. Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die treuen Haushalter der mancherlei Gabe Gottes. -mm-

Aus der Welt der Gehörlosen

Ein Geburtstagsfest.

Der 28. Januar war bei uns ein großer Festtag. Frau Gufelberger feierte ihren 70. Geburtstag. Wir hatten uns schon seit den Ferien immer darauf gefreut. Alle Klassen hatten heimlich, ohne daß Frau Gufelberger etwas merkte, allerlei zum Auffagen oder Aufführen und Turnen gelernt. Es ist schön, daß Frau Gufelberger im Alter von 70 Jahren noch so rüstig ist, trotzdem sie in ihrem ganzen Leben sehr viel gearbeitet hat. Herr Gufelberger erzählte uns am Vormittag im Gottesdienst aus dem Leben von seiner Frau. Sie kam als

Hausmutter nach Wabern, als Beatrice erst drei Wochen alt war. Das dünkte uns merkwürdig. Jetzt sind ihre Kinder schon lange erwachsen, und es sind auch schon Enkel da. Alle waren da, um mit ihrer Mutter und Großmutter zu feiern. Auch sehr viele ehemalige Schülerinnen haben an diesen Tag gedacht und der Frau Gufelberger Grüße und Glückwünsche geschickt. Sie bekam sehr viele Blumen und auch zwei Glückwunschtelegramme.

Zum Mittag- und Abendessen waren alle Tische weiß gedeckt. Unsere Tische waren mit versilberten und vergoldeten Schokoladefachen geschmückt. Das sah sehr festlich aus. Nach der Suppe führten wir ein Gedicht auf und machten als Abschluß einen Reigen. Dazu sangen die Lehrerinnen das Lied: „Alle Vöglein sind schon da.“ Das paßte gut zu unserer Aufführung, weil einige Mädchen Vögel darstellten. Nachher kamen Fräulein Zingg und die kleine Erika Gufelberger herein. Erika trug ein Kuttli, in welchem viele Sachen waren: Honig, Dvornaltine, Hustentafel und noch viele andere Mittel, welche Frau Gufelberger braucht. Fräulein Zingg nahm sie dann heraus und sagte, wofür dies alles gut sei. Nachher folgte die vierte Klasse in weißen Kleidern als Krankenschwestern. Eines von diesen Mädchen trug eine schöne Schachtel mit Verbandzeug und Salben, welche Frau Gufelberger immer braucht für die Wunden, welche die Mädchen haben. Dann machten sie einen kleinen Reigen. Das sah herzig aus. Zuletzt kamen alle übrigen Klassen nacheinander und überbrachten der Frau Gufelberger die kleinen Geschenkelein, welche diese für sie gemacht hatten. Die Kleinen hatten ein Bilderbuch für Ernstli, die fünfte Klasse eine Buchhülle, die achte Klasse schöne Briefkärtlein und wir eine Briefmappe verfertigt. Diese Sachen alle freuten Frau Gufelberger.

Zur Feier des Tages durften wir nach dem z'Bieri Lichtbilder sehen. Die Mädchen machten ein Freudengeschrei. Es gab Tierbilder aus dem Zoologischen Garten in Basel und zuletzt Bilder vom Lauf der Aare. — Beim Nachtessen führte Fräulein Beatrice mit der vierten und fünften Klasse noch einen Reigen auf. Die Mädchen waren als Holländer und Holländerinnen verkleidet. Sie trugen Holzschuhe, die Knaben schwarze Kappen und die Mädchen weiße Hauben. Das sah sehr lustig aus. Alle klatschten ihnen Beifall. Nach dem Essen sangen